

ENDE 1954

Schon als Mama nach Hause ging durch Schneegestöber und Schneewächten am noch immer finsternen Morgen nach der vorweihnachtlichen *Rorate*, nach der Beichte wegen der sündhaften Schwangerschaft, warteten draußen bereits die Burschen und warfen Schneebälle auf sie, mitten ins Gesicht, sodass sie nicht weiterkam, lachten sie aus, nannten sie eine Schnalle, eine Hure, eine saumäßige Sau, geilten sich an der ledigen Schwangeren auf, und so sollte es bleiben bis zu meiner Geburt und darüber hinaus. Also ging sie nirgends mehr hin, lud Sünde um Sünde auf sich, indem sie nicht mehr in den Sonntagsmessen erschien, um den Schikanen der Mitbürger zu entgehen, jungen Männern, die mit ihr zur Schule gegangen waren, Bauernsöhne, sogar Freunde ihrer Brüder. Etwas Besseres fiel ihnen nicht ein, und die Tradition war auf ihrer Seite.

Sie hatte sich vergangen gegen die ungeschriebenen, dafür umso gültigeren Gesetze, daran war nichts zu ändern, sie unterlag ihrer Gerichtsbarkeit. Wie sie einen sahen, so war man, was sie sagten, traf zu, die Strafe fiel nämlich nicht vom Himmel, sondern stand in Gestalt von Männern und Frauen, Alten und Jungen, ja Kindern, am Wegesrand, saß neben einem in der Kirchenbank, wartete bei der Krämerin an der Budel, wurde vor allem Frauen mitten ins Gesicht gegrinst, gezischt, gespuckt. Der Spott war die beliebteste Art, mit Menschen und ihren Schwächen, ihren ganz natürlichen Schwierigkeiten und Ungeschicklichkeiten umzugehen.

Anatomische Details, für die niemand etwas konnte, gehörten zu den gängigsten Gründen für tägliche Hänseleien: ein hinkender Gang, ein ernstes oder harmloses Gebrechen, die Größe der Nase, abstehende Ohren, die Farbe der Haare, Behauptetes, Erfundenes und vieles mehr; besonders Frauen und junge Mädchen dienten als Zielscheibe für so gut wie jeden Schabernack, sodass sie sich so vieles nicht getrauten, sich dauernd schämten, fürchteten, etwas Falsches zu sagen, aufzufallen, jemanden herauszufordern, dumm dazustehen, sodass sie schließlich mit gesenkten Augen vorbeiliefen, sich versteckten,

tatsächlich ein blödes auffälliges Benehmen an den Tag legten. Eine, einmal auferlegte oder angedichtete Eigenschaft verfolgte sie ein Leben lang.

Am besten, man kam von einem reichen Hof, hatte schon alles, was es zu haben gab, dieser Zustand war der einzige, mit dem sich leben ließ. Vor dem Besitz, dem Geld gingen sie in die Knie, mehr als vor Gott dem Herrn. Wäre meine Mutter aus einem wohlhabenden Haus gekommen, hätte sie Aussicht auf eine ordentliche Mitgift gehabt, einen gutgehenden Hof übernehmen können, ja, dann hätte sie einen Strohhallen statt einer Frisur auf dem Kopf tragen können, unverheiratet schwanger sein so oft sie wollte, ihre roten Haare wären die schönsten des Landes gewesen, andere hätten sie beneidet, die jungen Männer sich um sie gerauft, Sonntag für Sonntag blutig geschlagen, einander, wenn es sein musste, schier umgebracht, um sie zu kriegen.

In ihrem Fall waren ihre rotgoldenen glänzenden Haare nichts als ein Hinweis auf ihre Sündhaftigkeit, eine Bestätigung der Hexerei, die ihnen nachgesagt wurde und mittels derer sie einen Mann verführt hat. Als ob die Rothaarigen in finsternen Nächten oder bei Vollmond die arglosen Männer aus den Betten geholt und sie gefügig gemacht hätten.

Für Mama galt ab jetzt der althergebrachte Spruch, die alte Leier, von der sie nicht lassen konnten, weil es eine herzhaft und deftige Unterhaltung in der Tristesse und Unzufriedenheit eines ganzen Ortes brauchte. Sie machten sich sogar über die Behinderten her, die alten Frauen mit einem Buckel, den sie von schwerer Arbeit und dem Tragen von Lasten bekommen hatten, dem Kinderkriegen, der schlechten Ernährung, von überstandenen, aber nicht ausgeheilten Krankheiten. Als Hexen sind sie in die Literatur eingegangen, in Märchen ausgiebig beschrieben worden, wo sie Kinder mästeten, um sie am Ende zu braten und gebraten zu fressen. Sie hatten rote Haare, besaßen Zauberkräfte und ritten auf Besen übers Gebirge, wo sie sich in bestimmten Nächten heimlich trafen, um mit dem Teufel zu

sündigen. Soweit der Aberglaube - so alt wie das Tal, der Berg, die Menschen, die Höfe, die Geschichten darüber. Seit jeher wurden sie erzählt in den langen eisigen Winternächten am knisternden Ofen, wenn draußen der Sturm heulte, es blitzte und donnerte, Schnee die Landschaft unter sich begrub - genauso wie in der Hitze der Sommernächte, am Feuer zur Sonnenwende, in Nüchternheit und Trunkenheit, wenn es lustig und wenn es düster zuging.

*

Zuerst Unzucht treiben, hieß es auch von Seiten der Religion, den Lieben Herrn Jesus beleidigen, der Heiligen Jungfrau Maria, die nun weinen musste, deren Herz darüber blutete - Kummer bereiten, als hätte sie nicht schon genug davon, es so weit kommen lassen, dass die Familie sich schämen musste bis in den Boden hinein.

Jetzt wussten es alle, jetzt hatte sie ihre gottgegebene Unschuld verloren und nicht nur sich, sondern auch das ungeborene Kind beschmutzt, welches damit ebenso gezeichnet war, bliebe zu hoffen, dass es wenigstens ein Bub werden wird, denn ein Mädchen ist schon in jedem Fall ein Pech, wie nicht erst ein lediges. Ein größeres Unglück ist überhaupt nicht ausdenkbar. Das Gerücht verbreitet und vervielfacht sich, wird in jede Richtung getragen, sodass es bereits am Abend überall angekommen ist, denn solche Nachrichten sind nicht zu halten, unter keinen Umständen.

Selbst ich denke mir später, wie sie das tun konnte, wo sie doch wissen hätte müssen, was im Fall des Falles auf sie zukam, aber Papa, sagte sie einmal zu mir, hätte gemeint, man müsse mal ausprobieren, ob es funktioniert überhaupt, denn wenn sie nicht schwanger werden könnte, würde er sie nicht heiraten, und geheiratet musste sie doch werden, oder nicht? *Ja, schon*, wird sie geantwortet haben, denn was für einen Ausweg gab es sonst?

Zu Hause am Hof war sie eine Magd, die Eltern sollten sie loswerden, lieber früher als später, lieber heute als morgen, würden sie doch selber bald nur noch geduldete *Austragleute* (im vom Hof abhängigen

Ausgedinge) sein. Es musste schließlich ein Mann her für die überzählige Tochter, um sie versorgt zu wissen.

Den Hof konnte nur einer, in aller Regel der älteste Sohn, übernehmen, es wurde wie in alten Adelsgeschlechtern die Primogenitur gepflegt, die anderen mussten weg, *weichen*, so hieß es in den Akten des Notars. Sie bekamen eine geringfügige Abfertigung, eine, die sich leicht und später einmal bezahlen ließ, damit es hier am Hof erträglich weiterging, wo nicht nur der älteste Sohn heiraten, den Betrieb weiterführen, die Geschwister zügig fortschicken, für Nachkommen und einen Erben sorgen, sondern auch die Eltern beherbergen und füttern musste. Sie mussten ihrerseits froh sein um eine bescheidene Unterkunft, hoffentlich hatten sie sich beizeiten darum gekümmert, denn jetzt war es zu spät. Ein beheizbarer Raum im Haus existierte nicht ohne Weiteres, gemeinsames Wohnen mit der Schwiegertochter führte häufig zu Streit, die Alten kosteten etwas, wie sich herausstellte und brauchten viel zu viel.

Die Lebensmittel für die Eltern, niedergelegt im *Übergabevertrag* von Haus und Hof, notariell beglaubigt und grundbücherlich verbrieft, stellten sich bald als Problem heraus und sollten möglichst mit dem Papier in einer Schublade verschwinden und vergessen werden. Die Altbauern durften keine Ansprüche stellen, sollten sich besser nützlich machen und möglichst unauffällig zu Ende leben; Altersruhe oder gar Pflege stand nicht in den Unterlagen des *Übergabevertrages*, solche Zeilen suchte man vergeblich, vielleicht verbargen sie sich gut unter den juristischen Ausdrücken für die Gerechtigkeit, denn sie musste eine andere sein als das natürliche Empfinden, das ein Mensch dafür mitbringt, wie sonst müsste man die Ernährung und Unterbringung in einen Vertrag schreiben. Die Eltern jedenfalls, sie bekamen, was ihnen die Schwiegertochter zugestand, wo gab es da noch Platz für eine Schwangere, die nicht so viel Verstand besaß, wenigstens nicht mit einem Kind daherzukommen und den Hof zu überlasten.

Für einen einzigen männlichen Erben war gesorgt, die anderen bereits waren so überflüssig wie ein drittes Bein. Nur er würde wieder eine Familie gründen dürfen, Anspruch auf den Besitz haben.

Die Geschwister durften solange bleiben und umsonst arbeiten, bis die Kinder des Bauern groß genug dafür waren, mussten wieder andere Arbeitgeber finden und schnell verschwinden, nur manchmal wurden sie bis zum Lebensende geduldet ohne Sicherheit, ohne Wärme, ohne Dank und Pflege.

Für die Schwestern hieß es, sie sollten heiraten, mussten sich halt bemühen, solange es noch ging, sonst blieb immer noch das Kloster oder das Dienstmädchenwesen, Aussichten genug; was war da so schwer zu verstehen? Wie viele können von wenigen Kühen, einigen Schafen und Ziegen, welche an und für sich schon der Ausdruck von Mangel und Ärmlichkeit sind, existieren? Auf dem Rücken und Schlachten wie vieler Tiere kann überlebt werden? Diese Wirklichkeit, diese Frage zieht sich durch das alte Europa, von Generation zu Generation, ob in Norwegen, Italien oder Österreich. Aus diesen Geschichten bestand die Geschichte seit Urzeiten, auch wenn sie anders gelehrt, an großen Ereignissen und Ursachen aufgehängt wird, eine andere gab es nicht, sie war gleich für alle Bauernhöfe, es ging um das Leben, das Durchkommen, immer und überall, egal zu welcher Zeit. Davon ist niemand ausgenommen bis auf den heutigen Tag, auch wenn es diese alten Bauernhöfe längst nicht mehr gibt, auch wenn es anders aussieht. Immer hat jemand dafür gelitten, nichts ging ohne Blut und Tränen, wie immer sie es nannten, denn sie nannten es beizeiten *Recht*. So bewahrheitete sich die Auffassung der Kirche, dass alles Leben Leiden sei, wie sehr man sich auch dagegen wehrte. Die Angst um das Leben, die Angst vor dem Leben, die Angst vor dem Leiden, die Angst vor dem Sterben liegt allem zugrunde, sie zwingt uns zu kämpfen, nachzugeben, zur Geduld, zur Unterwerfung, zu Härte und Barmherzigkeit, sie hat uns so weit gebracht wie wir sind, persönlich und allgemein, im Großen wie im Einzelnen, nichts

als diese Angst hat uns im Griff, und sie schrieb und schreibt die *Geschichte*.

Die Schwangerschaft meiner Mutter wurde bestimmt von schwerer körperlicher Arbeit, daran änderte sich nichts, sie belastete ihre Familie mit einem weiteren Mitglied. Bitter musste sie diese Tatsache erkennen; ihre Geschwister, ihre Eltern standen ihr nun gegenüber, auch wenn sie es nicht sagten, es war mit einem Mal alles anders, sie nicht länger ohne Weiteres tragbar. Die persönliche Erleichterung bestand darin, immerhin bleiben zu dürfen, was für sich gesehen, Barmherzigkeit war, denn noch früher oder auf einem anderen Hof hätte sie sofort gehen müssen, mich nach der Geburt verschenken, bei Fremden zurücklassen.

Als ein Vorteil stellte sich heraus, dass ihre Brüder jünger waren, mit der Brautschau zögerten, sich herumtrieben, ihre Jugend genossen, nicht schlüssig darin waren, wer den Hof einmal übernehmen sollte, lieber in die Holzarbeit gingen, sich einem Landvermessungstrupp, dem Straßenbau anschlossen, eigenes Geld verdienten, sich zur Arbeit am Hof bitten ließen, schneidige Motorräder kauften, vom Bundesheer den Führerschein heimbrachten, mit dem Erwerb eines Autos liebäugelten, und der kleinste Bruder erst elf Jahre zählte. So war die Eile für Mama und mich nicht so groß, kein übermäßiges Drängen im Hintergrund, eine relative Gelassenheit, ein Glück im Unglück also, sodass wir uns einrichten und ausbreiten konnten, derweil jedenfalls. Mit mir kam wohl auch etwas Abwechslung und Kurzweil ins Haus, was nach und nach erkannt und geschätzt wurde, bis ich schließlich nicht mehr wegzudenken war.

Nicht selten haben sich in nicht ferner Vergangenheit schwangere Mädchen umgebracht oder das heimlich und allein geborene Kind ertränkt, erwürgt, erstickt, durch den Tod das Unlösbare gelöst. Ledig geborene Kinder wurden noch eine Generation vor Mama herumgereicht, mussten auf anderen Höfen dienen von klein auf, sie waren die Sklaven unserer Gegend, sie hatten keine Rechte, sie waren so arm wie das Vieh, das angekettet im Stall stand. Es war nicht die

Ausnahme, sondern gang und gäbe, überall gab es zu viele Menschen und zu wenig zu essen.

Selbst auf unserem Hof lebte die Schwester meines Großvaters wie ein Tier in einem alten Schuppen, sie musste täglich um ihr Brot betteln, obwohl sie die untersten und schwersten Arbeiten verrichtete, von ihr wird noch die Rede sein, sie ist der Grund für mein Schreiben geworden, denn dieses himmelschreiende Verbrechen geschah tagtäglich vor den Augen aller, es war so gewöhnlich, dass niemandem einfiel, etwas dagegen zu unternehmen, sondern jeder diese Möglichkeit ohne Rücksicht ausnützte. Eine lebenslange Dienstbotenschaft ohne Mitgefühl, das war es, was für einen behinderten Menschen auf einem Bergbauernhof vorgesehen, ja, noch eine Gnade war.

Zum Glück haben sich über Unrecht und Recht andere Menschen als die zum Teil recht rohen Bauern Gedanken gemacht, sodass die Gesellschaft als Ganzes, eines Tages nicht mehr nur auf dem Beichtstuhl und dem Bauernhof beruhte. Doch auch diese, anständig aussehende Lösung war, wie sich später herausstellte, oft nur ein Versuch die Dinge schön zu reden, gewesen, sich ihrer elegant zu entledigen, denn, was auf einem Papier steht und was wirklich geschieht, kann nicht besser sein als die Menschen selbst.

Später sind diese ganz geläufigen Vorgänge dort und da aufgekommen, mit *Skandal* wurde ein neues, ein ausländisches Wort gefunden, es gab dafür gar kein eigenes, ein Fachausdruck sozusagen, den niemand kannte, welcher das Unbeschreibliche beschreiben sollte, so selbstverständlich war es gewesen, die Entrüstung darüber ungeheuerlich, so als hätte nicht jeder gewusst, was hinter vergitterten Fenstern und dicken Mauern vor sich ging.

Die Kinder, die Behinderten, einander zu schlagen, zu quälen, zu missbrauchen, auszubeuten, war an der Tagesordnung, auf den Bauernhöfen wie in den Heimen, welche just zum Schutz davor geschaffen worden waren. Von einem Heim, in das man kommen

konnte (dafür gab es noch andere Gründe), sollte in meinem Leben noch öfter gesprochen werden.

Doch auf dem Hof meiner Großeltern wurde niemand geschlagen, kein einziges Mal, es herrschte Frieden, nur *Rosi*, Großvaters Schwester, sie bekam alles zu spüren, den Zorn, den Geiz, den Hunger, die Kälte, sie besaß nichts, sie wurde wie ein Gerät behandelt, sie hauste in einer Kammer hinter der Kreissäge, sie arbeitete Tag und Nacht, sie ging in Lumpen, in löchrigen ausgetretenen Schuhen, sie war buckelig und krank, schmutzig und klein. Sie bekam weniger zu essen als der Hund. Warum das so war? Darüber habe ich mein ganzes Leben nachgedacht, nun weiß ich es. Ein Behinderter war kein Mensch wie die anderen, weniger als ein Tier, das Nutzen brachte, für ihn gab es kein Mitgefühl, keine Hilfe, kein Erbarmen, sie dachten, er würde nichts spüren und nichts verstehen.

Hier füge ich aus dem Zyklus

Variationen über ein Thema: Die Geschichte einer Dienerin

ein, es sind drei Erzählungen, für eine davon habe ich einst meinen ersten großen Literaturpreis erhalten.